

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 36

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

Mus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ilse band die zierliche Latzhürze fest, dann machte sie sich eifrig an die Arbeit, bei welcher Trina half. Noch nie hatte Ilse selbst Hand in der Küche angelegt. Es machte ihr großen Spaß, die goldgelben Kuchen entstehen zu sehen, sie mit Puderzucker zu bestreuen, bis sie sich zu einem ansehnlichen Berge häuften.

„Darf man mithelfen?“ fragte Derfelds muntere Stimme, und sein blonder Kopf guckte zum Fenster hinein.

„Sie verstehen doch nichts davon“, warf Hilde spöttisch hin.

„O, aber ich verstehe sie zu essen.“

„Große Kunst! Seien Sie nicht kindisch.“

Derfeld kletterte geschmeidig durchs Fenster.

„Waffeln ist mein Leibgericht“, sagte er; dann flüsterte er Hilde ins Ohr: „Die können Sie alle Tage baden, wenn Sie meine Frau sind.“

„Ja, wenn“, entgegnete sie, „das wird aber wohl nie der Fall sein.“

„Wollen es abwarten“, gab er ruhig zur Antwort.

Trina hatte den Kaffeetisch auf der Veranda gedeckt; der Strauß Mohn- und Kornblumen prangte in der Mitte. Jetzt kam Ilse mit den Waffeln. Sie sah erheitert und strahlend aus; das weiße Schürzchen stand ihr gut und verlieh ihr etwas Hausfräuliches. — Sie sah Bernd nicht gleich, der am anderen Ende der Veranda saß.

Frau von Stetten wunderte sich, den Sohn um diese Zeit hier zu treffen, er war sonst immer am Nachmittage in Wald und Feld beschäftigt.

Ein rascher Blick Ilses streifte seine Topp. Die Kornblume, die sie ihm gegeben, war verschwunden, er hatte sie doch in das

Knopfloch gesteckt. „Wahrscheinlich hat er sie verloren“, dachte Ilse, „na, mir kann es egal sein.“

Es war drückend schwül. Dunkle Wolken türmten sich im Osten, der Donner grollte und einzelne Blitze zuckten. Ein schweres Gewitter war im Anzuge. Die kleine Gesellschaft in Isenruh konnte nicht recht fröhlich sein, ein banges Gefühl bedrückte sie. In diesem Sommer waren die Gewitter besonders böse. Erst kürzlich war drüben auf einem Nachbargute eine Scheune niedergebrannt, und ein anderes Mal war ein Arbeiter mit seinem Pferde auf dem Felde erschlagen worden.

„Wenn es nur bei uns kein Unheil anrichtet“, sagte Bernd besorgt, „ich will doch lieber die Spritzen bereit halten.“

Derfeld sprang auf. „Ich gehe mit Ihnen, Stetten.“ — Sie verschwanden eiligen Schrittes; die drei Damen blieben allein.

Hilde zitterte vor Angst, sie verbarg den Kopf in dem Schoß der Mutter. Ilse fürchtete sich nicht, sie war in der Schweiz an ganz andere Gewitter gewöhnt gewesen. Furchtlos blickte sie in die Wolken, die zadige Blitze teilten. Noch regnete es nicht.

Unheimlich dunkel war es geworden.

Da ein Strach, ein niederzuckender, bläulicher Blitz.

„Das hat eingeschlagen!“ riefen die drei Frauen.

Die Feuer- glode ertönte, die Leute, die auf dem Feld gearbeitet hatten, eilten vorüber.

„Es brennt im Dorfe!“ schrien sie angstvoll.

„Und Derfeld und Bernd sind dort!“ rief Hilde, den jungen Aurländer zuerst nennend.

„Gott wird sie beschützen, liebes Kind.“

Jetzt prasselte der Regen.

gen hernieder, der beste Retter in der Not. — Aber die Feuer- glode verstummte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahrscheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.



Nach dem Kampf: Eine Sanitätsabteilung sucht ein Gefechtsfeld in Ostgalizien nach Verwundeten ab.

„Kinder!“ rief er den Frauen zu, „das Feuer ist gelöscht, es sind aber drei Häuser im Dorf niedergebrannt. Dank Bernds Umsicht und Energie, der wie ein Feldherr in der Schlacht die Spritzen leitete, hat das Feuer nicht weiter um sich gegriffen. Er hat mit eigener Lebensgefahr zwei Kinder gerettet. Ihr hättet Bernd nur sehen sollen! Heute war er an seinem Plage. Der Junge ist wie umgewandelt, die Last ist —“

Brömmeler erhaschte einen warnenden Blick seiner Cousine. „Ach so“, brummte er, sich auf Ihes Anwesenheit besinnend. Sie las ihm die Worte von den Lippen. „Und Derfeld?“ fragte Hilde schüchtern. „Auch der hat tapfer geholfen. Mit seinen Riesenträften arbeitete er unermüdlich für zwei bei den Pumpen.“

„Wir wollen eine Erfrischung für beide vorbereiten“, sagte Frau von Stetten. Und die drei Damen eilten in Küche und Speisekammer, während Brömmeler noch einmal ins Dorf zurücktritt. Das Gewitter hatte aufgehört. Schon lugte die Sonne zwischen den lichter werdenden Wolken hervor, ihre Strahlen glänzten auf den nassen Blättern der Bäume.

Nach einer weiteren Stunde kamen die Männer nach Ihsentuf. Bernd und Derfeld sahen berußt, aber strahlend aus. „Mein lieber Junge!“

Frau von Stetten wollte den Sohn umarmen, er wehrte ihr lachend. Seine weißen Zähne schimmerten hinter dem schwarzen Schnurrbart. — Ihe betrachtete ihn von weitem.

„Er ist ein ganzer Mann“, sagte sie sich. „Und ich habe ihn häßlich behandelt aus kindischem Trotz, weil ich seine Herrennatur fühlte und mich ihr nicht fügen wollte.“

„Mutting, erst müssen wir uns reinigen“, wehrte Bernd ab. Derfeld, der ebenso schwarz aussah, nickte Hilde freundlich zu. Dann gingen beide ins Haus, von wo sie nach geraumer Zeit frisch gewaschen auf die Veranda kamen.

Derfelds Kleider waren vom Wasser und Ruß verdorben; er zog einen Anzug von Bernd an, der für seine Länge zu kurz war. „Hilbe wird mich auslachen“, dachte er, „aber das tut nichts.“

Sie lachte aber nicht über ihn, obgleich er drollig genug in den bis zu den Knöcheln reichenden Beinleidern und dem Rock mit den zu kurzen Ärmeln aussah. Sie war sorgend um ihn bemüht, strich ihm das Butterbrot und belegte es mit großen Scheiben rosigem Schinken, schenkte ihm Wein ein und blickte ihn freundlich an. Derfeld hätte sie am liebsten dafür geküßt.

Bernd wehrte die lobenden Worte des Onkels ab. „Ich tat ja nur, was meine Pflicht war“, sagte er bescheiden. Der Wagen aus Willkheimen holte Ihe ab.

„Auf Wiedersehen“, sagte sie Abschied nehmend, indem sie Bernd die Hand reichte. Dieses Mal umschlossen die zarten Mädchenfinger mit warmem Druck die kräftige Hand des Mannes.

Während der nächsten Wochen nahm die Roggenernte Bernds Zeit in Anspruch; er war den ganzen Tag auf den Feldern. Selten kam er nach Willkheimen und dann fast nur auf Augenblicke, um Mutter und Schwester abends abzuholen.

Manchen Pirschgang machten Brömmeler und der Reffe zusammen; immer mehr schloß der alte Herr den Sohn Fridas in sein Herz. —

Der Geburtstag Frau von Brömmelers nahte; es wurden festliche Vorbereitungen getroffen. Man lud die Nachbarschaft ein, und die Jugend hoffte auf ein munteres Tänzchen.

Bernd hatte versprochen, zu kommen. Je näher der Tag kam, desto mehr scheute er sich, die vielen Menschen zu sehen. Hatte er es doch ängstlich vermieden, größere Gesellschaften mitzumachen, in der Furcht, daß er einen früheren Bekannten treffen könne, der um sein trauriges Schicksal wußte.

Dies sollte ihm heute nicht erspart bleiben. Unter den Gästen befand sich ein junger Referendar aus Posen, der den Gerichtsverhandlungen beigezogen hatte und mit Bernd recht gut bekannt war. Er wollte eben zum Besuch bei einem benachbarten Gutsbesitzer und war, als flotter Tänzer, zugleich mit diesem nach Willkheimen eingeladen. — Als der Referendar Möller Stetten erblickte, stupte er, aber er verriet nichts. Die beiden jungen Leute schüttelten sich die Hände und sprachen einige gleichgültige Worte. — Später, als beide allein im letzten Zimmer saßen, an das ein Blumenkerl stieß, sagte Möller:

„Zum Rudud, Stetten, also hier findet man Sie! Sie haben sich seit der unseligen Mordgeschichte aber gut versteckt. Man fragte sich oft, wo Sie geblieben seien und vermutete sie in den Kolonien oder in Rußland.“

Bernd war totenblaß geworden. „Sprechen Sie leise“, bat er, sich umsehend. „Außer meinem Onkel Brömmeler weiß hier niemand von meinem Unglück.“

„Armer Kerl“, sagte der Referendar leiser. „Ja, ja, es ist hart, freigesprochen zu werden aus Mangel an Beweisen.“

Ma, ich hoffe noch immer, daß die geheimnisvolle Geschichte sich aufklären und der wahre Mörder ans Licht kommen werde.“

„Ich wage nicht mehr, es zu hoffen“, entgegnete Bernd mutlos. „Kopf hoch, lieber Freund! Noch ist nicht aller Tage Abend; Sie dürfen den Mut nicht verlieren!“

Möller schüttelte Stetten herzlich die Hand, dann ging er zu der Gesellschaft zurück. Selbstverständlich würde er über Bernds Unglück schweigen, das versicherte er noch.

So leise auch das Gespräch geführt worden war, zwei scharfe Mädchenohren hatten doch jedes Wort davon vernommen. Ihe war gerade im Erker mit dem Ordnen der Notillonssträußchen beschäftigt gewesen; sie hatte, als sie jemanden kommen hörte, die schwere Sammetportiere zugezogen, welche das lauschige Versteck einschloß.

Als Möller ihn verlassen, sank Bernd wie gebrochen in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ein Stöhnen entrang sich seinen Lippen.

„Ich muß es tragen“, dachte er verzweifelt. Bernd!

Er blickte empor. Vor ihm stand eine weißgekleidete, zarte Gestalt, und eine kleine, weiche Hand legte sich auf seinen Arm, während zwei in Tränen schimmernde Augen ihn anschauten.

„Ihe! — Sie — Sie haben alles gehört!“

Sie nickte nur, sie konnte nicht sprechen; heißes Mitleid erfüllte sie. Jetzt kannte sie sein schweres Los, jetzt wußte sie, was ihm oft so düster die Stirn umwölkte.

„Ja — ich konnte nicht anders, Bernd.“

Sie nannte ihn bei seinem Namen, ohne es selbst zu merken. „Und Sie weichen nicht von mir zurück?“ fragte er müde.

„Sie fliehen den nicht, der aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde? Sie — Sie glauben an meine Unschuld, Ihe?“

„Ja, Bernd, felsenfest.“

„Ich danke Ihnen.“ — In leidenschaftlicher Aufwallung zog Bernd die kleinen Hände an sich und bedeckte sie mit heißen Küßen.

Ihe ließ es bebend geschehen. Sie mußte sich ihm fügen — willenlos — schrankenlos — ihm, dem Mann, dem sie so unfreundlich entgegengekommen war, ihm, dessen wundtes Herz geblutet unter falschem Verdacht. Und sie sprach leise tröstende Worte zu ihm; sie bat ihn zu hoffen und Gott zu vertrauen.

„Seien Sie nicht so gut zu mir; ich — ich kann es nicht ertragen“, stammelte Bernd.

O, daß er frei wäre, daß er die Arme fest um sie legen könnte, daß er ihr sagen dürfte, wie innig er sie liebte. — In dieser Stunde bitterer Not war ihm dies zur Erkenntnis gekommen. Unter Qualen geboren, war seine Liebe zu dem reizenden, launischen Geschöpf gewachsen, bis sie sein ganzes Sein ausfüllte.

„Ihe, Ihe!“ rief der Mutter Stimme, „wo stehst du denn?“

Noch einen Händedruck, einen Blick, dann blieb Bernd allein. Vom Tanzsaal her erklang die wiegende Melodie eines Walzers. Die heiteren Töne schnitten in die wunde Seele des Einsamen. — Jetzt unter all den frohen Menschen sein, lachen und scherzen, tanzen und flirten — welche Pein!

„Ich kann es nicht“, dachte Bernd.

Er ging in das abgelegene Schreibzimmer Brömmelers und warf einige Worte auf einen Briefbogen. Er teilte dem Onkel mit, daß er nicht bis zum Schluß des Festes bleiben könne, daß er fort müsse und bat um Vergebung dafür.

Ein Diener überbrachte dem Hausherrn den Brief. Dieser las ihn und ward verstimmt. — Vergeblich erwartete Ihe den Beter.

Wengerns waren nun schon einige Wochen von ihrer Hochzeitsreise zurück. — Der Sanitätsrat hatte heimlich die Villa in der Tiergartenstraße gekauft, die Stettens früher bewohnt hatten. Seine Schwester hatte alle aufs Beste eingerichtet, und als das Paar sich der Residenz näherte, freute Wengern sich auf die Überraschung seiner Frau.

Margarete sah frisch und blühend aus. Die blasser Gesichtsfarbe, welche sie während ihres Aufenthaltes im Wernerischen Bureau meist hatte, war der Röte der Gesundheit gewichen. Ihr Gesicht hatte noch gewonnen, seit ein rosiger Hauch sich darüber breitete.

Wie wunderschön war die Reise mit dem geliebten Manne gewesen! Wie hatten sie beide alles genossen: die wunderbare Natur, das Kunstleben in den großen Städten, die sie besucht hatten. Jetzt freuten sie sich beide auf ihr gemeinschaftliches Heim. Margarete auf das stille Schalten und Walten in ihren vier Wänden, auf die Fürsorge für ihren Reimer, den sie mit jedem Tag mehr liebte.

Der Sanitätsrat freute sich auf sein häusliches Glück und seine Arbeit in der Klinik, die ihm doch zuweilen gefehlt hatte.

Der Schnellzug näherte sich Berlin. Sie waren allein in dem kleinen Abteil erster Klasse. Die junge Frau schmiegte sich an ihren Mann und hielt seine Hand.

„Was ich mit habe“, sagte sie. „Aber, wenn ich
gerüstet wird, es dann erst werden!“

Der Wagen des Sanitätsrates nahm sie auf, nachdem sie den
Zug verlassen hatten.

„Mein liebes Berlin“, sagte Margarete, „hier ist es doch am
schönsten.“

„Besonders wenn man, wie ich, eine so reizende Frau hat“,
bemerkte der Sanitätsrat munter.

„Wohin fahren wir?“ fragte Margarete, „du wohnst doch in
der Fasanenstraße.“

„Wohnte“, verbesserte Wengern, „jetzt aber nicht mehr.“

„Und das erfahre ich erst heute, du Böser.“

Margarete zupfte ihn an dem blonden Bart.

„Du wirst mir vergeben, wenn du unser neues Heim siehst.“

Sie fuhren rasch über den Asphalt der breiten Straßen dahin
und erreichten das Tiergartenviertel. Der Wagen hielt vor der
Margarete wohlbekannten Villa, Wengern geleitete sie ins Haus.

„Hier ist unser Heim“, sagte er, sie in seine Arme ziehend.

„Du Lieber, Güter, alles gibst du mir!“ rief Margarete tief
gerührt aus, „wie soll ich es dir danken!“

Die Schwester des Sanitätsrates hatte sich rücksichtsvoll
zurückgezogen, die beiden glücklichen Menschen sollten an diesem
Abend allein sein.

Welche Freude bereitete es Wengern, seine Frau überall
umherzuführen, ihre strahlenden Blicke zu sehen.

Ein wahrer Flor der herrlichsten, blühenden Blumen erwartete
die Neuvermählten. Die Patienten und Freunde Wengerns hatten
es sich nicht nehmen lassen, das Haus zu schmücken. Von Werners
war eine prächtige, große Palme auf einem kostbaren Ständer da,
Frau von Holtern hatte weiße Azalien geschickt, und das Personal
des Bureaus ihrer früheren Kollegin eine reizende Jardinier.

Margarete war eine große Blumenfreundin. Hatte sie doch,
als sie noch in der Villa gelebt, mit großer Fürsorge ihre duftenden
Lieblinge gepflegt. In den Manjardenstuben verbot es sich von
selbst, sich den Luxus von Blumen zu gestatten.

Ein schönes Leben lag vor dem jungen Paare.

Sie machten Besuche und empfingen sie. Wengern sah abends
gern einige gute Freunde bei sich, liebte aber die großen Gesell-
schaften nicht; auch darin stimmte Margarete mit ihrem Mann
überein. Sie fühlte, wie sie geistig neben ihm wuchs. Er erzählte
ihm gern von seiner Arbeit in der Klinik, die vergrößert werden
sollte; anregende Gespräche an dem gastreichen Tisch mit be-
deutenden Gelehrten und lebenswürdigen, hochgebildeten Men-
schen waren für Margarete ein Genuß.

Eines Tages kam Frau von Holtern zu der Freundin und bat
sie, an ihrem Geburtstag nach Potsdam zu kommen. Gern ver-
sprach es Margarete, auch ihr Mann gedachte, am Abend der
freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

Die beiden jungen Frauen saßen plaudernd in dem hübschen
Boudoir Jrmgards von Holtern; der Bube des Holternschen
Chepaares kroch auf dem Teppich umher und wurde von der
Mutter und Margarete gebührend bewundert.

„Herr Oberleutnant von Streblin wünscht seine Aufwartung
zu machen“, meldete der Bursche.

„Bitten Sie herein.“

Streblin ahnte nicht, wen er treffen würde. Er hielt einen
Blumenstrauß in der Hand und gratulierte der Hausfrau. Vor
Margarete machte er eine tiefe Verbeugung.

Sie neigte leicht den stolzen Kopf.

Ihr Puls schlug nicht schneller bei der unerwarteten Begegnung.
Mit der Sicherheit der Weltkame mischte sie sich in die Unter-
haltung, die sich um gleichgültige Dinge drehte.

Nach einigen Minuten stand Streblin auf und empfahl sich.

„Wie verändert er ist“, dachte Margarete, „er ist um Jahre
gealtert und sieht unzufrieden aus.“

Frau von Holtern erzählte, daß Meta noch immer mit der
Mutter herumreise, und daß ihr Mann ein flottes Junggesellen-
leben führte.

So glücklich Margarete war, fiel doch oftmals ein tiefer Schatten
auf ihr Leben. Wenn sie an ihren Bruder dachte, war ihr Herz
schwer und sorgenvoll. Frau von Stetten hatte der Tochter ge-
schrieben, daß Bernd nach der Begegnung mit Möller von Men-
ruh fort wolle. Er habe durch den jungen Dersfeld Aussichten
auf eine Stelle als Berwalter auf einem Gute in den baltischen
Provinzen bekommen.

„So sehr ich mich freue, dann nach Berlin zurückzufahren“,
schloß der Brief, „so schwer fällt es mir, meinen armen Jungen
allein in ein fremdes Land ziehen zu sehen.“

Ja, Bernd wollte im Herbst Menruh verlassen. Er hatte es
Brömmeler gesagt, und obgleich der Onkel witterte, blieb Bernd
fest. Was einmal geschehen war, konnte sich wiederholen: jemand,

der sein Vortreiben kannte, fragte hier vielleicht wieder seinen Weg.
Lieber in das fremde Land gehen, wo er seine Seele kannte.
Eissen vertraute er sich Dersfeld an, dieser versprach, durch seinen
Vater für des Freundes Zukunft sorgen zu wollen.

So verschieden der lebensfrohe junge Kurländer von dem
Manne war, der sein schweres Geschick trug, so fesselte beide doch
ein warmes Freundschaftsgefühl.

Brömmeler ritt eines Morgens sehr verstimmt aufs Feld und
sah Bernd dort.

„Denke dir, Junge, meine beiden Damen sind heute früh ab-
gereist. Bekommt die Emma da gestern eine Depesche von ihrer
Schwester aus Meran, sie wäre erkrankt und bittet meine Frau,
gleich zu kommen. Nun muß ich allein bleiben.“

Scheinbar ruhig hörte Bernd zu.

Seit dem Fest in Willkemen hatte er Jse nicht wieder-
gesehen. Sie kam nicht mehr nach Menruh und er vermied es;
ihm zu begegnen. Sagte er sich doch, daß er das sich in seinem
Herzen für sie regende Gefühl bekämpfen müsse. Ihm kam die
Nachricht des Onkels nicht unlieb; besser, er sah sie gar nicht
wieder. — Es war wohl nur eine flüchtige Regung des Mitleids
gewesen, das sie für ihn empfunden — weiter nichts.

Brömmeler machte noch einige Jagden mit und reiste seinen
Damen nach. — Ungern sah er den Nessen scheiden, aber er sah
dessen Gründe ein und suchte ihn nicht mehr zu überreden.

„Ich hoffe, das Leben führt uns doch wieder zusammen“,
sagte der Onkel beim Abschied, „ich hätte dich lieber hier behalten.“

Nun war die Ernte eingeheimst; der Wind segte über die
Stoppelfelder.

Eines Tages kam Bernd nach Menruh zurück. Er war redlich
müde von seiner Arbeit, von früher Morgenstunde an bis zur
Dämmerung. — Der Postbote hatte ein dicker Kuvert gebracht,
es trug das Amtssiegel des Posener Gerichtshofes. Lange starrte
Bernd es an. Was wollten die noch von ihm? Sie, die ihm die
Ehre abgeschnitten, die ihn mit den schimpflichen Worten ent-
lassen hatten: „Aus Mangel an Beweisen“. — Sollte der Prozeß
nochmals aufgeführt werden? Wollten sie ihn erbarmungslos
zu Tode hegen?

Mit zitternden Fingern erbrach er das Siegel, dann las er:
Posen, den 12. September 1909.

Sehr geehrter Herr Baron!

Anbei die Kopie des Schreibens, das uns soeben zugegangen,
ich bitte Sie, davon Kenntnis zu nehmen.

Washington im Jameshospital, am 25. August 1909.

„Ehe ich sterbe, muß ich meine Schuld bekennen. Ich habe
am 20. Oktober 1907 den Waldhüter Franz Tschibulski im Walde
erstochen. Nicht mit vorbedachter Absicht, durch einen unglück-
lichen Zufall! Der Herr Baron von Stetten ist unschuldig!“

Bernd ließ das Papier sinken, er war wie benommen.

Konnte es wahr sein, was da schwarz auf weiß stand? Sollte
die düstere Wolke über seinem Leben sich lichten? Die Buchstaben
tanzten vor seinen Augen; erst nach und nach faßte er sich und las
den Brief weiter:

„Ich will hier alles genau und der lauterer Wahrheit gemäß
erzählen; ich hoffe dadurch einen Teil der Schuld zu sühnen, die
ich auf mich geladen.“

Der Tschibulski und ich bewarben uns beide um dasselbe
Mädchen, die Tochter des Gastwirtes Petraitis, der im Dorf
Willkowschi lebte. Gravnika ist das Nachbargut und gehört dem
Grafen Sollenstien, bei dem der Tschibulski angestellt war.

Der junge Baron von Stetten kam ab und zu nach Will-
kowschi zur Jagd und lehrte auch bei den Petraitis ein. — Die
Janla und ich waren einig und liebten uns. Der Tschibulski war
in das schmude Mädel wie toll verliebt, aber sein roher Charakter
stieß sie ab, sie bevorzugte mich zu seinem Ärger. Er suchte Streit
mit mir, ich wich ihm aus; ich wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Am Abend des neunzehnten Oktober war der Baron von
Stetten bei Petraitis, mit dem er einen Handel um Kartoffeln
abschloß. — Wir alle mochten den jungen Herrn gut leiden, der
immer freundlich war und uns so manchen Groschen gab, wenn
wir ihm einen kleinen Dienst leisteten.

„Mein Pferd, Stephan; führe es aus dem Stall“, bat mich
der Baron.

Ich gehorchte.

Es war ein böses, stürmisches Regentwetter. Die Nacht sank
hernieder, als der Baron sich in den Sattel schwang. Der Braune
war unruhig und bäumte sich, aber sein Reiter brachte ihn zur
Brennunft. Ich hatte die Stallaterne herausgebracht. Zufällig
fiel mein Blick auf den Boden. Da sah ich den mir wohlbekannten
Hirschfänger des Barons liegen; er mußte sich wohl beim Kampf
mit dem störrischen Gaul von der Kette gelöst haben, an der er
befestigt gewesen war. Ich hob die Waffe auf.



Von den Kämpfen in Flandern:

Wirkung einer deutschen Wurmminen in einem eroberten englischen Schützengraben.
(Im Hintergrund bayrischer Landsknecht beim Abhaken des Gefechtsfeldes.)

Er, dachte ich, da kriege ich gewiß einige blanke Markstücke, dafür kaufe ich der Zanka ein rotes Tüchlein.' (Schluß folgt.)

Durchlaucht.

Eine Kriegsepisode von Hermann Dreßler-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

So oft der Wind in dem dünnen Laube des niedrigen Eichengehölzes raschelte, riß der Posten das Gewehr an die Wade und laufte. Aber immer wieder überzeugte er sich, daß es

Naturlaute gewesen waren, die ihn aufgeschreckt hatten, und dann verfiel er wieder ins Träumen. Er sah sich in Berlin im Kreise seiner Freunde in dem Klublokal. Leichtfüßig sprang er mit dem Schläger in der Hand auf dem Tennisplatz. Er saß in der Loge, zurückgelehnt, das Monotel im Auge. Ja, er war ein genannter „eleganter Kerl“ gewesen, der Spitzname „Durchlaucht“, den ihm seine Freunde gegeben hatten, bedeckte sich in der Tat ganz mit seiner äußeren Erscheinung. Er hatte seinen Lebensweg bisher in Ladstiefeln und im Zylinder zurückgelegt. —



Deutscher Militärpolizist in Brüssel.
(Mit Text.)

Der Mond lugte durch die Wolken und warf seinen Schattenriß, das Bild eines großen, stämmigen Soldaten, auf den Boden. Er erwachte aus seinem Träumen und sah an sich herab.

Wie wenig war ihm von seinem Durchlauchtum geblieben in dieser Zeit des Kampfes und

der Tat. Wie wenig war auch in ihm aus jener anderen Zeit haften geblieben: glänzende Erinnerungen, wie sie einer versorgten Frau aus goldenen Nachmittagen aufsteigen, aber sonst nichts! Keine Sehnsucht nach jenem Leben des Genusses und der Verweichlichung!

Mit der großen Zeit war der Mann in ihm erwacht, der deutsche Mann mit den Nerven aus Stahl und dem granitnen Willen. Keine Macht der Welt hätte ihn seinerzeit abhalten können, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, und seit er das schlichte Kreuz von Eisen an der Brust trug, liebte er seine feldgraue Uniform über alles. Sie

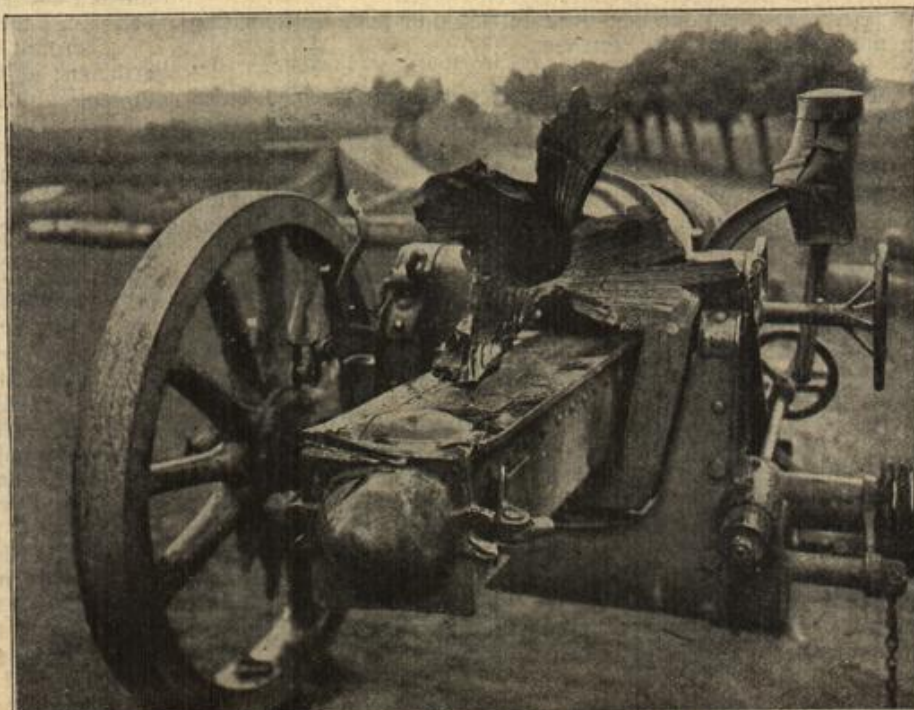


Zerschossene Waldhöhebene auf dem Hartmannsweilerkopf.

Er zog die Uhr. Ein Uhr nachts! In einer Stunde mußte der Ablösungsposten kommen. Dann konnte er sich für den Rest der Nacht am Lagerfeuer ausruhen und einmal ordentlich durchwärmen. Es war doch verdammt kalt. So eine Aprilnacht stand wahrhaftig kaum dem Dezember nach.

Er schlug sich ein paarmal die Hände unter die Arme und ging dann, das Gewehr entschert und schußbereit quer vor dem Leibe auf die Patronentasche aufgelegt, auf und ab.

Vor ihm dehnte sich eine kleine Höhebene, die in der Ferne zu einem Höhentande anstieg. Seit einigen Wochen schon hatten die Franzosen dort oben zwei Batterien Feldartillerie angefahren, durch die sie die weiter zurückliegenden, in guter Deckung befind-



Ein russisches Geschütz mit einem Volltreffer in den Rohrlauf.

Das Geschütz wurde den Russen bei der Einnahme von Lemberg abgenommen. — Phot. Eiko-Film.

lichen schweren Haubtzen sicherten. Durchlaucht hatte zwei Tage vorher auf Beobachtungsposten gestanden und durch das Scheren-

ferntrohr deutlich feststellen können, daß der Infanterieschutz, der an der Lisiere des dazwischen gelegenen Waldes verschanzt war, bedeutend verstärkt worden war. Daß das etwas zu bedeuten hatte, war klar. — Möglich, daß die Franzosen einen deutschen Angriff auf die sehr wichtige Stellung befürchteten, möglich aber auch, daß sie ihre eigene Front unter der Deckung

aller Art von Geschützen selbst weiter vorzutreiben gedachten.

Er nahm das Glas zur Hand und suchte, sich im Buschwerk



Schloß Roldershet bei Ypern. (Mit Text.)

verbergend, das Gelände ab, das oft Augenblicke lang sich vor ihm wie in Tageshelle ausbreitete, wenn der Mond einmal hinter den Wolken hervortrat. — Der Wald da drüben stand schwarz und schweigend! — Kein Licht, keine Bewegung!

Das war merkwürdig! Er hatte doch sonst diese Totenstille nie beobachtet können! Vermutlich hatten die Franzosen ihre Sicherungsposten schon weit vorgeschoben.

Während er das dachte, glaubte er ein Geräusch zu hören! Er legte sich flach an den Boden und lauschte. — Jetzt war es wie-

der da, und jetzt — jetzt, leise, vorsichtige Tritte, die sich näherten, und unter deren Last dürre Ästchen brachen.

Er schmiegte sich dicht an den Boden, das Gewehr im Anschlag. — Plötzlich hob sich etwa fünfzehn Meter vor ihm das Köppi einer französischen Schleichpatrouille aus dem Gebüsch. Der Gegner ließ den Blick vorsichtig spähend umhergleiten, ohne den deutschen Posten zu bemerken.

Mit einem Satz sprang Durchlaucht plötzlich in die Höhe und rief dem Franzosen sein „Halt!“ entgegen.

Der war so erschrocken,



Heldengräber in der Heimat. (Mit Text.)

daß er nicht daran dachte, sein Gewehr zur Bude zu heben. — Im nächsten Augenblick duckte er sich und entflo-



Von den Kämpfen in Südrussland: Gefangene Russen führen ihre eigenen Maschinengewehre hinter die deutsche Front.

Durchlaucht schickte einen Kameraden mit Meldung über den Vorfall zurück und nahm seinen Nachtpostendienst mit verschärfter Aufmerksamkeit wieder auf, bis endlich die Ablösung kam. Wie wohl die Wärme des Lagerfeuers tat! Er streckte sich behaglich daran nieder.

Die Kameraden waren gerade überm Ablöchen. Das Ochsenfleisch brodelte im Kessel, und ein erquickender Duft von Fleischbrühe stieg daraus hervor. Das sollte schmecken!

Plötzlich tönte in das Behagen hinein fernes Gewehrknattern. „Ach was, wird weiter nichts sein! Postenschießerei!“ meinte einer und warf ein frisches Scheit ins Holzfeuer.



Eine französische Mine (Blindgänger) wird von einem Pionier weggeschafft.

aus Gebüsch. An einem Abse tauchte er noch einmal auf Augenblicke auf.

Durchlaucht aber hatte ihn schon auf dem Korn, zog ab und sah, wie der Franzose, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, lang hinschlug.

Sofort antworteten die deutschen und französischen Gewehre dem Analle, der so ganz unverhofft die Nachtschille zerrissen hatte. — Dann trat wieder Ruhe ein.

Durchlaucht

Sie gleichzeitig bewandelte sich die lagernde Kolonne in einen wimmelnden Ameisenhaufen.

Kommandos flogen durch die Nacht, scharf, schneidend, Schauer des nahen Todes erwedend.

Der Unteroffizier gab dem Kochkessel fluchend einen Tritt, daß die Fleischbrühe in das Feuer lief. Die Soldaten traten mit ihren Nagelstiefeln die Flammen zu Boden und rissen mit den Seitengewehren die schwelenden Scheite auseinander.

„Was gibt's denn?“

„Nur Ruhe, Kinder, Ruhe!“

Ein kurzes Aufheulen fuhr durch die Luft. Jemand etwas Schwarzes, kaum einen Augenblick sichtbar, vergrub sich brüllend in die Erde. Ein gelbes Flämmchen züngelte an der Stelle auf, und dann feierte die türkische Granate verstehend ihre Auferstehung unter Erdschollen, Steinen und zerfetzten, zerschmetterten Menschenleibern.

So! Nun wußten sie alle, was los war! Und alle hatten sie nur den einen Wunsch: vorzuspringen und sich auf den Gegner zu werfen.

„Ruhig Leute, nur ruhig!“ ermahnten die Offiziere.

„Unsre Stunde kommt auch noch!“ rief der Hauptmann im Vorbeireiten seiner Kompanie zu, deren brennende Nachgieier er mitfühlte.

In ruhigem Schritt, wie daheim auf dem Exerzierplatz, gingen die Sturmkolonnen zum Angriff vor. Die Artillerie funkte mit Leuchtraketen gegen die gegnerischen Stellungen, aber noch war nichts zu sehen. Granaten heulten durch die Luft und schlugen hinter den Angriffskolonnen ein. Feldartillerie bestellte kurz ansetzend dazwischen, und hier und da pfiffen Gewehrflugeln in gedankenlosen Schwärmen durch die Luft.

Jetzt hatte man aber die eigene Postenkette im Rücken und trat in die Brachung ein. Rechts und links fielen Kameraden, und wie von innerem Zwange getrieben, wurden die Schritte schneller. Und „schneller, schneller!“ begeherten die klopfenden Pulse.

Durchlaucht führte den vordersten Zug. Sein Feldwebel war ihm eben vor die Füße gerollt.

„He, Durchlaucht! Aus dieser gottverfluchten Hölle kommt keiner wieder!“ schrie ihm einer zu.

„Kein Franzose soll herauskommen, recht so!“ antwortete Durchlaucht. „Wenn wir nur endlich vorwärts dürften!“

Eben ging wieder ein Regen von Leuchtkugeln über die gegnerischen Stellungen nieder, und da erkannte man auf Augenblicke deutlich die französischen Batterien oben am Abhang.

Es mußten sich da bereits Plankolonnen im Kampfe wälzen. Man hörte es an dem Rollen der Gewehrsalven, daß da vorne in der Nacht eine heiße Schlacht brüllte.

Da endlich flog das ersehnte Pfeifensignal durch die Reihen. Durchlaucht gab es an seinen Zug als Kommando weiter.

„Seitengewehr — pflanzt auf!“

Das war keine Berliner Kaffeehausstimme. Das war das Schmettern einer Kriegsdrommete.

„Tornister ab!“

Im nächsten Augenblicke starzte ein Zaun eherner Spitzen. Endlich, endlich würde man rankommen an die ...

„Trarattatta! Trarattatta!“

Das helle, aufreizende Sturmsignal fuhr mit seiner aufsteigenden und plötzlich wieder fallenden Tonreihe über das Schlachtfeld.

Ein „Hurra!“ wie vom Wahnsinn ausgestoßen, antwortete gellend, und dann stürzten die Braven nach vorn, Siegeszuversicht in den Augen und in den fiebernden Muskeln.

Immer nur vorwärts, vorwärts in die Nacht!

Der Mond versagte, aber die Artillerie arbeitete prächtig und überflutete das Schlachtfeld mit blendender Lichtfülle.

Zwischenhinein kreist der Regimentscheinwerfer und taucht alles in Silber. Durchlaucht sieht in seinem Schein das feuergeisternde Niesenmaul eines Geschüßes.

„Mir nach, hierher!“ brüllt er hinter sich und stürzt nach vorn. Man!

Infanterie liegt als Schutz bis an die Achselstüde eingegraben. Hinein springt Durchlaucht in den gegnerischen Graben.

Seine Kameraden sind dicht hinter ihm, immer vorwärts drängend.

Nach langem heißem Ringen haben sie die Gegner überwunden und zu Gefangenen gemacht.

Nun wählen sie sich am Abhang hinauf. „Hier! Hier!“ brüllt Durchlaucht.

Seine Stimme klingt heiser, fürchterlich, als wenn der Schreiner den letzten Span vom Totenschreine reißt.

Jetzt ist er vorn am gegnerischen Geschüß.

Der Unteroffizier will gerade den Zündhebel abziehen, da

Um solang wie ein Brummbach.

Das Geschüß ist stumm.

Durchlaucht sieht um sich, ob es noch Arbeit zu tun gibt. Da fühlt er, wie ihm etwas von hinten durch den Rücken bis vor zur Brust fährt. Ein dummes Gefühl! Nicht eben schmerzhaft! Als wenn man sich einen Splitter einzieht. Er dreht sich um.

Da sieht er einen französischen Offiziersdegen. Rot, rot von Blut! Und das ist sein Blut! Hoch springt er auf.

Mit einer letzten Kraftanstrengung wirft er sich auf den Gegner und versetzt ihm den Todesstoß, dann schwinden auch seine Kräfte und er fällt schwer auf die Leiche.

Es wird ruhig um ihn. Er fühlt ein warmes Nimmal von der Brust unter den Kleidern dahinsiedern.

„Ich muß sterben!“ denkt er und wundert sich, daß er gar kein Grauen bei diesem Gedanken empfindet.

Im selben Augenblicke hört er vor sich das siegreiche „Hurra!“ seiner Kameraden.

Er lächelt und schließt müde die Augen.

Dann vergehen ihm die Sinne — für immer ...

Am andern Morgen finden ihn die Kameraden.

„Hier liegt Durchlaucht!“ sagt einer, und will ihm pietätvoll den Helm über das Antlitz bedecken.

„Nein, laß ihn so liegen!“ meint der Kamerad. „Sieh doch, das Auge, in dem er das Monokel trug, steht noch halb offen und lacht so selig in den blauen Apriltimmel!“

„Wir wollen ihm ein Kreuz schnitzen!“

Sie tun es und schreiben mit schwarzem Tintenstift darauf:

„Lebe wohl, Durchlaucht! Du siegest im Tode!“

Riesengeschütze in früherer Zeit.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Von jeher bildeten Wurfgeschosse in den Kriegen der Völker eines der verderbenbringendsten Kampfmittel. Die Vorläufer unserer heutigen Kanonen waren die sogenannten Bombarden oder Donnerbüchsen, die schon im Jahr 1338 in Gebrauch waren. Aber bereits bei der Belagerung im Jahre 1073 soll man sich solcher Donnerbüchsen bedient haben; auch erzählt man sich, daß der Erfinder der Kanonen in China bereits um das Jahr 80 unserer Zeitrechnung gelebt hat. Demnach wäre das Alter der Kanonen annähernd ein fast zweitausendjähriges. Als sicher gilt jedoch, daß im Jahre 1370, also um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in Deutschland, und zwar in Augsburg, die ersten Kanonen hergestellt wurden. Im folgenden Jahrhundert waren Kanonen in allen europäischen Ländern als Schutzwaffe eingeführt.

Wertwürdigerweise fand das neue Kampfmittel in Rußland zuletzt Aufnahme. Im Anfang des 15. Jahrhunderts ließ der Deutschordensmeister Ulrich von Jungingen (1407—1410) gewaltige Geschütze zur Verteidigung der Festung Marienburg und des Ordenslandes in der Marienburger Geschüßgießerei herstellen. Dies waren die ersten deutschen Riesengeschütze, die Vorläufer unserer heutigen Brummer, dazu bestimmt, den von Osten herankommenden Feind abzuwehren. Burggraf I. von Hohenzollern, der spätere Markgraf von Brandenburg, besaß auch ein solches Riesengeschüß. Die Chronik erzählt, der Landgraf Friedrich von Thüringen habe diese Riesentankone dem Burggrafen geliehen, wiederum wird aber aus einem Briefwechsel mit dem Deutschordensmeister bewahrt, daß der Burggraf Friedrich I. von Marienburg aus eine dieser gewaltigen Büchsen erhalten hat. Man nannte diese Marienburger Kanonen damals „große Büchsen“ und sie haben als das gewaltigste Belagerungsgeschüß früherer Jahrhunderte zu gelten.

Im Jahre 1414 benutzte Friedrich I. diese Riesentankone als Belagerungsgeschüß gegen die bisher uneinnehmbaren Burgbefestigungen der Quibows. Diese Riesentankone an ihren Standort zu bringen, war bei den damaligen Transportverhältnissen und dem Zustande der wenigen Verkehrsstraßen keine geringe Mühe. Nur schrittweise konnte der gewaltige Büchsenwagen, von Bauern und Pferden gezogen, vorwärts gebracht werden. Man gab ihr darum auch den Namen „die faule Grete“. Vierundzwanzig Pfund schwere Geschosse warf diese Donnerbüchse gegen die feindlichen Festungsmauern. Wo sie ihren eisernen Schlund öffnete, war auch Tod und Verderben die Folge. Der Große Kurfürst, der für die Vervollkommenung des Heeres eifrig besorgt war, legte auch auf den Ausbau seiner Artillerie besonderen Wert. Damals wehte schon die kurbrandenburgische Flagge in Afrika, in der kurbrandenburgischen Festung Groß-Friedrichsburg. Es war des Großen Kurfürsten weitschauender Blick, sein Reich auch zur See erstarken zu lassen. Leider ist diese erste deutsche Festung an der Westküste Afrikas heute nur noch ein geringer Überrest damaliger kolonialer Bestrebungen. Die wenigen Mauerreste liegen

verwandelt. In ihren Trümmern fand man auch vor nicht zu langer Zeit die gewaltigen Rohre der dort aufgestellten Festungsgeschütze. Sie befinden sich heute im Zeughaus in Berlin zum Gedenken an des Großen Kurfürsten Regierungszeit. Kein Geringerer als Joachim Rettelbed, der heldenmütige Verteidiger der Festung Kolberg gegen Napoleon I., hatte auf einer seiner Seereisen diese kurburgischen Kanonen im Jahre 1772 gefunden. Er entfernte sie jedoch nicht von ihrem Standort, sondern ließ die Geschütze liegen.

Die Engländer gaben ihren Kriegsschiffen als Bewaffnung bald auch Kanonen, und zwar solche von immer größerer Schußweite und Geschosskraft. Sie sind darum die eigentlichen Erfinder oder Nutzanwender der Schiffsartillerie zu nennen; obgleich die englische Marine seit hundert Jahren keine Seeschlacht mehr auszufechten hatte und ihr erst gegenwärtig Gelegenheit gegeben ist, ihre Leistungsfähigkeit als angeblich größte Flotte der Welt darzutun.

Für das deutsche Heerwesen wirkten die Krupp'schen Kanonen umgestaltend. Diesem deutschen Erfinder verdankt Deutschland die heutige Wertschätzung seiner Artillerie. Krupp baute die gewaltigen Belagerungsgeschütze, die im Jahr 1870 den Eingang zu den französischen Festungen erzwingen. Auch Frankreich besaß zur Zeit der Pariser Belagerung auf der Feste Mont Valérien ein Gußstahlgeschütz „la belle Josephine“, das die Deutschen wegen seines gewaltigen Brüllens den „Bullerjan“ nannten.

Die größten Küstengeschütze sollen die Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Verteidigung des Panamakanals aufgestellt haben. Wir wissen aber auch, daß die deutschen Schiffsgeschütze auf 9000 Meter ein englisches Panzerschiff vernichten können! So geschehen in der Seeschlacht bei Chile am 1. November 1914.

Auch die deutschen Torpedokanonen als Unterseebootwaffe zwingen englische Panzerkreuzer auf den Meeresgrund! Die deutsche Artillerie besitzt aber in den Krupp'schen 42-Zentimeter-Kanonen die gewaltigsten Riesengeschütze der Gegenwart. Deutsche Marke! Man erzählt sich über diese „Brummer“ allerhand Wunderdinge. Die „dicke Berta“ ist heute genau so gefürchtet wie im Markgrafenland Brandenburg die „faule Grete“.

Was man jedoch im übrigen auch für Märchen über die Flugkraft der Brummer und ihre Bauart hören mag, es ist wenig Näheres darüber bekannt gegeben worden. Es ziemt sich daher auch nicht, danach zu forschen. Die Interessen des deutschen Vaterlandes verbieten es, daß die Vierteljahr-Strategen über die 42-Zentimeter-Geschütze Vortrag halten können. Die Eroberung der Festungen Lüttich, Namur und Antwerpen geben beredte Kunde von der gewaltigen Kraft dieser Brummer.

Wunderbare Errettung von der Guillotine.

Graf von Trémont gehörte zu der großen Zahl von Edelleuten, die in der französischen Revolution, 1793, der Guillotine verfallen waren. Mit einer Menge Standes- und Schicksalsgenossen sollte er an einem sehr kalten Wintertage hingerichtet werden. Viele Köpfe waren schon gefallen, bevor er an die Reihe kam, und ihm froren von dem langen Stehen die Beine so fürchterlich, daß er, um nicht vor Steifigkeit umzukippen, eine Stütze an dem Soldaten suchte, der hinter ihm stand. Denn er befand sich in der letzten Reihe, und zur Bedeckung war ringsum hinter den Verurteilten eine Kette von Militär aufgestellt. Der Mann aber, dem er sich da ans Herz legte, mochte wohl die Last als unbequem empfinden, er trat etwas zur Seite, und der Graf rutschte, indem er sich wieder stramm aufrichtete, in die Militärumsinglung hinein. Die trat zur Rechten wie zur Linken noch ein wenig auseinander, möglicherweise aus Mitleid mit dem halberfrorenen armen Opfer, und in dem Bestreben, die erstarrten Füße zu erwärmen, trippelte er hin und her und kam so unversehens in die Zuschauermenge hinein. Da der kurze Wintertag über dem blutigen Geschäft zur Neige ging und die Dämmerung hereinbrach, fiel es niemandem auf, daß die zusammengebundenen Hände den Unglücklichen als vom Revolutionstribunal verurteilt kennzeichneten. Wenigstens hinderte ihn niemand daran, daß er sich nach und nach immer weiter nach rückwärts schob.

Endlich bemerkte er hinter und neben sich keinen Menschen mehr, nur den schweigenden, in Zwielicht gehüllten Garten der Tuilerien. Jetzt erwachte die Lebenshoffnung in ihm mit Macht. Da so manche von den Neugierigen den Rückweg in die Stadt einschlugen, warum sollte er ihrem Beispiel nicht folgen? Er lief davon, erst unauffällig in dem Tempo der übrigen, nachher immer eiliger. Auf einmal stolperte er in der zunehmenden Dunkelheit und fiel in den trockenen Graben, der zu jener Zeit die Tuileriegärten abschloß. Diese Vertiefung schien ihm willkommene Deckung zu bieten. Er blieb liegen und hob nur den Kopf, um die Hinrichtungsstätte zu überblicken. Da sah er, daß man mit dem Menschenmorden aufgehört hatte und soeben die noch nicht Herangekommenen wegführte, daß er fehlte, hatte niemand bemerkt.

Man verließ sich schnell die wenigen noch übrigen Zuschauer, und als alles leer war, stieg auch er aus seinem rettenden Graben heraus. Er kannte die Ertlichkeit von früheren, glücklichen Zeiten her ganz genau. Indem er sich im Schatten der Mauern hielt, gelangte er an die Markthallen, in denen es damals viele Schaustätten für Arbeiter, Kutscher und Marktleute gab. Bei denen wollte er suchen, unter einem unüberdachten Vorwande die Fesseln von seinen Händen loszuwerden. Solange er die trug, durfte er sich nicht für gerettet ansehen.

Möglichst vergnügt ging er in eine der Schenken und trat zu einer Gruppe von Zechenden heran, denen er lachend seine Hände zeigte: „Seht doch bloß mal an, Jüngens, was meine Klumpen mir da für 'nen Bissen gespielt haben! 's ist wahr, ich hatte verschiedene Gläser über den Durst getrunken — bei der Kälte — na, ihr wißt ja. Das hat sich die Bande zumute gemacht und hat mir Fesseln angelegt! Na, die sollen's aber kriegen!“

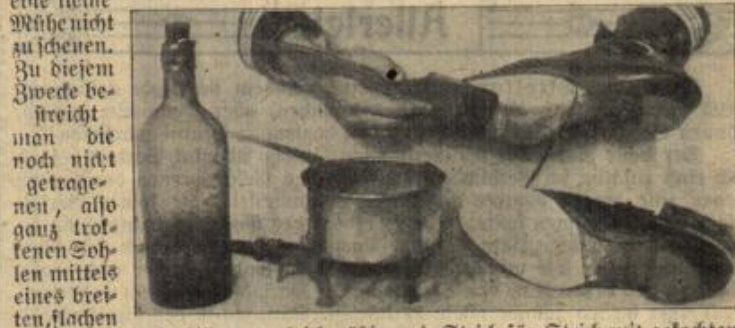
Nicht nur die Nachahmung der Volkssprache, auch die ganze vernachlässigte Erscheinung des lange Eingeferkerten machten den Eindruck, daß er ein Standes- und Arbeitsgenosse der Männer sein könne, die er mit so viel Redheit antedete. Jedenfalls hielten sie ihn dafür, schnitten die Bande von den fleißig gewordenen Händen und nötigten ihn an ihren Tisch, wo er an ihrer Mahlzeit und ihrem sauren Wein teilnehmen mußte. Mit den Spargroschen eines ehemaligen Dieners und in dessen Kleidung rettete sich der Graf darnach über die Grenze und lebte längere Zeit in Schlesien.

Dort traf er auch mit seinem Freunde, dem schlesischen Grafen Schlabendorf, zusammen, der auf nicht weniger wunderbare Weise der Guillotine entgangen war. Er hatte sich beim Ausbruch der Revolution vorübergehend in Paris aufgehalten, war aber mit den französischen Aristokraten zugleich verhaftet und zum Tode verdammt worden. Doch zögerte sich seine Hinrichtung ungewöhnlich lange hin, und als er endlich mit dem Karren zur Guillotine gebracht werden sollte, war darüber der 27. Juli 1794 herangefallen, der berühmte 9. Thermidor. Und dabei ereignete es sich, daß die Stiefel des Grafen nicht zu finden waren, und daß, als das Suchen gar zu lange dauerte, der Karrenführer ohne ihn abfuhr, um am andern Tage seinetwegen noch einmal vorzusprechen. Dazu jedoch kam es nicht mehr. Der 9. Thermidor brachte Robespierres Sturz, die Schreckensherrschaft war zu Ende, Graf Schlabendorf wurde samt den noch übrigen Aristokraten auf freien Fuß gesetzt, ging in sein Vaterland zurück und lebte dort auf seinen Gütern, wo Graf Trémont sein Gast war, — zwei gerettete Zeugen der schrecklichsten Zeit in Frankreichs Geschichte. C. D.

Fürs Haus

Schuhsohlen haltbar zu machen.

Die Schusterrechnungen spielen besonders in ärmeren Familien eine ganz erhebliche Rolle im Haushalt, und der Wunsch, diesen Posten nach Möglichkeit einzuschränken, ist daher nur zu begreiflich. Besonders sind es die Sohlen, die bei unsern jungen Nachwuchs aller Augenblicke wieder „durch“ sind, und da empfiehlt es sich, zu ihrer größeren Haltbarkeit eine kleine



Mischung zu machen. Man nimmt ein wenig Terpentinöl und etwas abgekühltem Leinöl und läßt das Öl gut einziehen. Verfährt wird die Wirkung noch, wenn man das Verfahren ein paarmal wiederholt, ehe die Sohle durch das Tragen mit Feuchtigkeit in Verhärtung kommt. Aber auch nach dem Tragen kann es von Zeit zu Zeit immer wieder einmal mit Vorteil angewendet werden, aber immer nur, wenn die Sohle trocken ist, denn die Feuchtigkeit würde das Eindringen des warmen Öls unmöglich machen, gerade wie andererseits die ölgetränkte Sohle der Kälte und ihrer zerstörenden Wirkung einen größeren Widerstand entgegensetzt. Die kleine Mische lohnt sich reichlich. Will man die Sohle ganz gründlich machen, und kann man die Sohlen ein paar Tage in Behandlung haben, so kann man nach dem vollständigen Eintrocknen des Ols noch einmal mit Bernsteinsäure darübergehen, was selbstverständlich die Wirkung erhöht. Empfehlen kann man auch statt des Leinöls eine Mischung von drei Teilen Leinölfirnis und einem Teil Terpentinöl, doch ist bei der Erwärmung dieser Mischung sehr vorsichtig zu hantieren, denn Terpentinöl ist feuergefährlich.

Unsere Bilder

Deutsche Militärpolizei in Brüssel. In der belgischen Hauptstadt ist von der deutschen Militärbehörde ein Polizeikommando eingerichtet worden, das, abgesehen von seinen militärpolizeilichen Dienstobliegenheiten, auch die Tätigkeit der Zivilpolizei zu unterstützen hat. Unser vorstehendes Bild zeigt einen solchen deutschen Soldaten, der als Militärpolizist in Brüssel Dienst tut. Als Kennzeichen seines Amtes trägt er eine Armbinde und ein Brustschild von ähnlicher Art, wie es die deutschen Feldgendarmen aufweisen. Natürlicherweise werden für den Militärpolizeidienst vorzugs-

„Nun so,“ bemerkte der Bildhauer, „das muß wohl der Fall sein, bin ich doch sein Schöpfer.“ Ein mißtrauischer Blick folgte dieser Erklärung; dann wandte sich das Oberhaupt der Familie den Seinen zu und ließ halblaut die Worte fallen: „Einer Schwindler!“ — Drake entfernte sich darauf lächelnd, ohne daß der Zweifler weiter aufgeklärt wurde. R.

Gemeinnütziges

Hopfen darf nicht im Sonnenschein getrocknet werden; er verliert dann an Farbe und Geruch. Besser zum Ziele kommt man im Kleinbetrieb, wenn die Trocknung auf gut gereinigten staubfreien Böden vorgenommen wird.

Drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure in einem Regiment.



Oberst Fehr v. Gemmingen-Hornberg.



Oberstleutnant v. Wöllhaf.



Oberstleutnant Freiherr v. Graßheim.

Das württembergische Landwehrregiment Nr. 123 hatte bei seinem Ausrücken ins Feld drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure aufzuweisen, den 64jährigen Obersten Freiherrn v. Gemmingen-Hornberg, den 68jährigen Oberstleutnant v. Wöllhaf und den 69jährigen Oberstleutnant Freiherrn v. Graßheim. Alle drei schmückt das Eisene Kreuz 2. Klasse von 1870/71 und das 1. Klasse von 1914, der württembergische Militärverdienstorden und das Ehrenkreuz der württembergischen Krone mit Schwertern. Freiherr v. Graßheim steht noch heute an der Spitze seines Bataillons, Freiherr v. Gemmingen erst bei Angriffen auf feindlichen Stacheldrahthindernissen Verletzungen, und Oberstleutnant v. Wöllhaf muß nach siebenmonatigem Ausharren im Schützengraben eine von 1870 herrührende, wieder aufgebrochene Wunde ausheilen.

weiße solche Leute ausgewählt, die mindestens die französische, nötigenfalls auch die flämische Sprache einigermaßen beherrschen.

Schloß Polderhet bei Ypern. Es ist nicht der einzige Herrensitz, der durch Granaten zertrümmert worden ist, wie ja überhaupt in Westflandern nur wenig von den Burgen, die Menschenhände geschaffen, übrigbleiben wird. Flandern und Ypern werden in der Geschichte dieses Weltkrieges ein besonderes Kapitel bilden.

Heidengräber in der Heimat. Am Fuße des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig wurde über den Gräbern von zweihundert in diesem Kriege gefallenen Kriegern ein Denkmal errichtet, das aus einem gewaltigen Granitstein in Form eines Eisernen Kreuzes besteht.

Allerlei

Grausam. Direktor (zur Sängerin, nachdem sie Probe gesungen): „Als Sängerin kann ich Sie nicht gebrauchen, aber wenn Sie wollen, können Sie in dem Ausstattungsstück den heulenden Sturm markieren!“

Der beste Rat. Der berühmte amerikanische Advokat Bartols befand sich einst zufällig im Gerichtssaale, als vor den Geschworenen der Prozeß gegen eine wegen Raubes angeklagte Persönlichkeit, die keinen Verteidiger hatte, beginnen sollte. Der Präsident des Gerichtes wandte sich an Bartols und sagte: „Herr Advokat Bartols, übernehmen Sie die Verteidigung, gehen Sie mit dem Angeklagten in jenes Zimmer und geben Sie ihm den besten Rat, den Sie wissen.“ — Bartols willigte ein und lehrte nach einer halben Stunde allein zurück. — „Nun, wo ist der Angeklagte?“ fragte der Präsident. — „Weit von hier“, antwortete der Advokat. „Als ich gehört, was er mir zu sagen hatte, befolgte ich Ihren Befehl und gab ihm meinen besten Rat, nämlich den, so rasch wie möglich zu entfliehen, worauf er aus dem Fenster sprang und sich in Sicherheit brachte.“

Drake und der Familienvater. Friedrich Drake, obgleich in Pymont geboren (1805), war früh nach Berlin gekommen, wo er Rauchs Schüler wurde und sich bald als Meister bewährte. Er hatte sich hier auch so eingewöhnt, daß er, einzelne Reisen ausgenommen, die preussische Hauptstadt nicht mehr verließ, ja sie innig liebte. Der Tiergarten in Berlin sah ihn täglich in seinen schattigen Alleen. Auf einem dieser Spaziergänge war er wieder einmal zu der Statue Friedrich Wilhelms III. gekommen, einem seiner Meisterwerke, vor dem er eine sich laut über die Statue unterhaltende Familie fand. Namentlich war es das Oberhaupt desselben, das den Seinen das Relief an dem runden Piedestal erklärte, aber auch Jünglinge einfließen ließ. Drake trat näher und berichtete den Familienvater. „Sie kennen das Dings da ja sehr genau“, sagte endlich der Vollblutberliner. —

Die oberste Nase des Rosentohls ist stets am meisten entwidelt. Sie wird infolgedessen auch zuerst geerntet, was andererseits zur Folge hat, daß die Seitenknospen zur Vervollkommenung angereizt werden. Es läßt sich bis tief in den Winter hinein ernten, denn der Rosentohl ist ziemlich unempfindlich. Er verträgt eine Kälte von 15 Grad, ohne Schaden zu nehmen.

Ziegen gehören bei Regenwetter nicht auf die Weide. Sie müssen bei plötzlich eintretendem Regen schleunigst unter Dach und Fach gelangen können, denn die Nässe ist ihnen sehr schädlich.

Truthühner sind schlachtreif, wenn sie 6 bis 7 Monate, Truthähne, wenn sie 9 bis 10 Monate alt sind. Dann ist ihr Fleisch am meisten saftig, zart und wohlschmeckend. Truthühner über 4 Jahre sind weder als Schlacht-, noch als Zuchthühner brauchbar.

Auflösung.

B	A	I	T	I
E	P	H	E	U
B	R	A	N	D
B	R	A	G	I
E	R	N	S	T
L	U	R	C	H

Scharade.

Das Erste ist ein Element,
Als Frucht das andre jeder kennt.
Das Ganze ist auch eine Frucht,
Die meist an Geden wird gekocht.
Julius Fald.

Problem Nr. 137.

Von Dr. F. Frankenstein.
(Deutsche Schachzeitung, 1907.)
Schwarz.

Leistenrätsel.

A A D E
E E E E
F L L N N N O P
R S S T
T T W Z

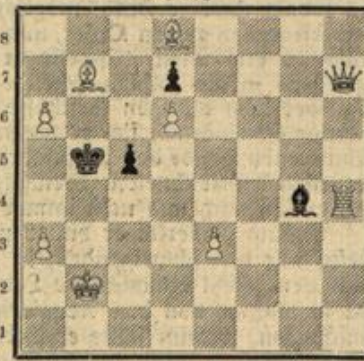
Die mittlere Querreihe bezeichnet eine preussische Provinz und die vier Endreihen: einen Mädchennamen, einen deutschen Nebenfluß, einen griechischen Philosophen und einen Himmelskörper.

Ernst Bih.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Del, Joel.
Des Bilderrätsels: Reichliche Gläd-
seligkeit besteht in erfolgreichem Handeln.



A B C D E F G H
Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.